



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

**Luise Hensel**

**Binder, Franz**

**Freiburg, 1885**

22. Am Rhein und an der Jsar. Ueber Minden an den Rhein. Stift Neuburg.  
In Schloß Haag und München Scheveningen. Wiesbaden und Frankfurt.  
(1838 bis 1839.)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-27634**

der Waisenkinder in die Kirche stattgehabt. Der Propst hat in einer passenden einfachen Predigt die zwölf allerliebsten Jungen der Gemeinde vorgestellt und zu fernerer Beachtung empfohlen. Nachher war Hochamt und Te Deum. Es hat mich, wie Du denken kannst, die ganze Feier sehr gerührt, und herzlich gefreut hat es mich, daß Deine Schwester der ganzen Ceremonie mit bewohnte. Sie hat das vielleicht ebensoviel in Deinem Sinne als in dem eigenen gethan, aber nicht minder ist es ein Schritt zur Gnade" (Berlin, 8. Aug. 1838).

## 22. Am Rhein und an der Isar.

(1838 und 1839.)

Ueber Minden an den Rhein. Stift Neuburg. In Schloß Haag und München. Scheveningen. Wiesbaden und Frankfurt.

Ein politisches Ereigniß von ungeahnter Tragweite in der Rheinprovinz, der Kölner Kirchenstreit, wurde endlich die Ursache, daß Fräulein Hensel die preussische Hauptstadt verließ. Die Verhaftung des Erzbischofs Clemens August von Köln am 20. November 1837 und seine Abführung nach der Festung Minden — ein Gewaltakt der Regierung in dem Streit über die kirchliche Behandlung der gemischten Ehen — hatte das Signal zum Ausbruch des großen folgenreichen Kampfes gegeben, welchen der herrschende Geist des Staatsabsolutismus gegen die Freiheit der Kirche in Preußen heraufbeschworen. „Gott Dank, man braucht Gewalt!“ sagte der pflichttreue, von der Gerechtigkeit seiner Sache erfüllte Erzbischof, als ihm seine Gefangennahme durch den Oberpräsidenten angekündigt wurde; und er hatte Recht — der 20. November bildete einen Wendepunkt in der Kirchengeschichte Deutschlands. Mächtig war die Aufregung, welche das unerwartete Ereigniß im Volke hervorrief, zumal in den westlichen Provinzen des Landes, und sie gewann einen noch allgemeineren Charakter, als das Oberhaupt

Vinder, Luise Hensel.

der Christenheit öffentlich, in der berühmten Allocution vom 10. December 1837, sich gegen die an dem Erzbischof geübte Vergewaltigung mit apostolischem Freimuth erhob und die Sache des standhaften Dulders und Bekenners zu der seinigen, zu der der allgemeinen Kirche machte.

Die Scheidung der Geister begann; das katholische Bewußtsein erwachte. Im Norden und im Süden erhob sich ein stürmischer, kirchlich-literarischer Kampf, der auch die Gleichgültigen aufrüttelnd mit fortriß. Die Parteigegensätze machten sich allerwärts fühlbar, in der Hauptstadt des preußischen Landes nicht am wenigsten.

Wohin die Sympathien unserer Dichterin in diesem mächtigen Geisterkampfe neigten, darüber konnte kein Zweifel sein. Die Gewissenhaftigkeit eines Bischofs, der im Conflict zwischen weltlichem und kirchlichem Gehorsam, in einer vorzugsweise kirchlichen Frage, der höheren Pflicht folgte, galt in ihren Augen als selbstverständlich. Aber die eigenthümliche Stellung, in der sie sich befand, inmitten eines Kreises, in dem die Gegensätze auf einander stießen, wo Freund und Feind sich bei ihr aussprach, dazu der Mangel an Verständniß, dem alles Katholische in Berlin überhaupt, in so leidenschaftlich erregter Zeit noch hoffnungsloser begegnete: das machte ihre Lage unerträglich und drängte die lange Zögernde endlich zu dem Entschluß, eine Einladung der Frau Rath Schlosser nach Stift Neuburg am Neckar anzunehmen.

Zu wiederholten Malen war ihr diese gastfreundliche Einladung zugekommen, noch verstärkt durch die sekundirende Stimme der treugesinnten Frau von Radowiß. „Ich bitte Dich“ — schrieb letztere schon am 27. December 1837 von Frankfurt aus — „wenn es einmal so weit (zum Abschied) kommt, so setze Deinen Wanderstab ohne Weiteres hierher; Du bleibst bei uns und bei Schlossers, wo und wie lange es Dir gefällt . . . Die Schlosser trägt mir mit vielen Grüßen auf, Dir zu sagen, sie erwarte Dich zu jeder Zeit hier oder auf dem Stift.“ Und

Herr von Radowiz fügte noch bei: „Wenn Sie im nächsten Frühjahr Berlin verlassen können und wollen, so denken Sie daran, daß Sie hier treue Geschwister haben, die Sie mit offenen Armen erwarten. Gott mit uns!“

Die Trennung ward ihr durch den Umstand erleichtert, daß Maler Hensel, dessen brüderliche Güte sie am meisten an Berlin fesselte, um diese Zeit veranlaßt war, für seine künstlerischen Zwecke eine längere Reise nach England zu unternehmen.

So sagte denn Luise im Juli 1838 Berlin und ihrem Mansardenstübchen Lebewohl und wandte sich zunächst nach Westfalen und dem Rhein. — Sie blieb ein paar Wochen in Münster, zur großen Freude Schlüters; ebenso in Wiedenbrück, das immerfort eine Anziehungskraft für sie behielt. Auch in Minden hatte sie auf der Durchreise Halt gemacht, um den gefangenen Erzbischof in seiner „Staatsklause“ zu sehen; die Erlaubniß, ihn zu besuchen, konnte sie nicht erhalten, aber es gelang ihr, den ernsten gelassenen Dulder, der von Gendarmen in die Kirche begleitet wurde, wenigstens einen Augenblick in der Sacristei zu sprechen. Der Anblick seiner Leidensgestalt ergriff sie aufs tiefste, und sie sandte eine Schilderung davon nach Berlin, welche Marianne Saaling zu Thränen rührte.

Von Wiedenbrück nahm Luise den Weg über Düsseldorf und Köln, um auch dort die alten Freunde zu begrüßen; in erstgenannter Stadt vorzüglich Dr. Winterim, den gelehrten Theologen und muthigen Streiter für die Kirche, der nicht lange darnach seinem Erzbischof in das Gefängniß folgte. In Köln fand sie die freudigste Aufnahme in dem Hause einer ehemaligen Schülerin aus der Aachener Zeit, Frä. Sibylle Merlo, welche mit zärtlicher Bewunderung an ihr hing und der Weiterreisenden bis nach Bonn das Geleite gab.

Die öffentlichen Zustände und die Stimmung in den katholischen Rheinlanden warfen freilich einen tiefen Schatten in die Freude des Wiedersehens, überall, wo immer sie Halt machen mochte; so auch in der ihr so lieben Stadt Koblenz,

deren gastliche Mauern sie acht Tage lang festhielten. — „Ueber meinen Aufenthalt bei Freunden am Rhein, wo ich hie und da einige Tage ausruhte, lassen Sie mich schweigen,“ heißt es in einem Brief Luizens an Schlüter. „Ueberall herrschte Trauer über die unglücklichen Zeitverhältnisse, auch wol Bitterkeit über Verfolgung und Druck der Kirche, und selbst bei den liebsten und liebenswürdigsten Menschen konnte es einem nicht wohl werden, da man im eigenen Herzen Trauer und Mißbilligung trägt.“<sup>1</sup> Als sie aber später hörte, daß auch Binterim verhaftet worden sei, schrieb sie (von München aus) an eine Freundin: „Solche Begebenheiten kommen nicht dem zum Nachtheil, der sie leidet, sondern dem — der sie übt. Die Kirche verherrlicht sich in ihren Bekennern. Ich habe jetzt also zwei Freunde, die ich zu den besten Menschen zählen kann, die die Erde trägt, im Kerker um des Guten und Rechts willen, Clemens August und Binterim. Es ist mir jetzt so lieb, daß ich den einen Tag, welchen ich nur in Düsseldorf bleiben konnte, dem Letzteren ganz gewidmet, und meine übrigen Freunde dadurch vernachlässigt habe. Der liebe Greis war so freundlich.“<sup>2</sup>

So gelangte Luise nach Stift Neuburg, dem nächsten Zielpunkt ihrer Reise. Das schöne Gut, am Saum des Odenwalds nicht fern von Heidelberg gelegen, war der Sommersitz des trefflichen Rathes Schlosser aus Frankfurt und seiner ihm geistig ebenbürtigen Gattin Sophie, geb. Du Fay; ein rechter Musensitz, in dem alles Schöne und Edle Pflege fand, in den Herbstferientagen das gastliche Pilgerziel zahlreicher Wanderer aus Nah und Fern. Auch jetzt schien es eben wieder zur Gastherberge geworden zu sein, und Fräulein Hensel fand ein frisch bewegtes Leben und Treiben vor, in dem ihre Freundin, Frau Sophie Schlosser, als liebenswürdige Herrin und Wirthin mit der ihr eigenen ruhigen Klarheit waltete.

<sup>1</sup> Briefe an Schlüter S. 24.

<sup>2</sup> Gedenkblätter von A. Joachim in: Alte und Neue Welt. 1878. S. 202.

Der lang Erwarteten ward der herzlichste Willkomm. Eine romantische Natur und die Aufmerksamkeit lieber Menschen halfen zusammen, ihr den Aufenthalt am Neckar zu verschönern, an dem sie einen vollen Monat sich festhalten ließ. Luise machte Bekanntschaft mit trefflichen und gutgesinnten Menschen aus allen Gauen des Vaterlandes, von denen ihr Viele noch lange eine freundschaftliche Erinnerung bewahrten; und „von den schönen alten Bergschlössern“, die sie in der Runde besuchte, sandte sie Grüße an die alten Freunde in der Ferne. „Ueberall war es recht schön, ich aber traurig.“ (Bei Schlüter S. 25.)

Sie sehnte sich nach einem angemessenen neuen Wirkungskreis, und die Berathung über die Wahl eines solchen bildete das wichtigste Anliegen während des vierwöchigen Zusammenseins mit ihrer welterfahrenen Gastfreundin. Von den Vorschlägen, welche ihr gemacht wurden, suchte sie endlich den schwierigsten aus, der sie auf ein ganz einsames Schloß an der Amper in Oberbayern führte. Sie ward von München aus „dringend gebeten, die Pflege, Obforge, Leitung einer Geistes- und Leibeskranken, Gräfin Montgelas, zu übernehmen, die ihres elenden Zustandes wegen in dieser tiefen Einsamkeit“ geborgen wohnte. Gräfin Hortense Montgelas war die Tochter des bekannten und einst vielvermögenden, kurz zuvor (13. Juni 1838) verstorbenen bayrischen Ministers Maximilian Joseph Grafen von Montgelas, und seit ihrem 13. Jahre in einem leidenden gestörten Zustand. Alles, was Luise von der Unglücklichen hörte, erfüllte sie mit Mitleid — und das Mitleid gab den Ausschlag. Sie entschied sich für Bayern.

Zu Anfang October verließ sie das freundliche Stift Neuburg, wo man sie ungern von dannen ziehen sah, weil ihr Umgang den gastlichen Bewohnern „in der kurzen Zeit beinahe zum Bedürfniß geworden war“, wie Frau Schloffer der Scheidenden versicherte. „Und hätte ich nur,“ fügt dieselbe bei, „irgend ein Liebeswerk mit Ihrem Weilen bei uns vereinigen können, ich hätte wenigstens alle Ueberredungskraft angewandt,

Sie dazu zu bringen, fürs erste bei uns zu bleiben. Das aber lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß wenn Sie nach Einsicht der Verhältnisse, die Sie in München erwarten, erkennen sollten, daß dort für Sie kein angemessener Wirkungskreis sich zeigt, daß Sie dann unser Haus als das Ihre ansehen, und überzeugt sein mögen, daß nicht allein Sie uns sehr willkommen sein würden, sondern wir es vielmehr als ein Glück ansehen würden, wenn Sie sich uns anschließen wollten." — Mit solchem Nachruf begleitet zog Luise dem Süden zu, und nachdem sie in Frankfurt noch bei Frau von Schlegel und den Veit sich eingefunden, auch mit der Familie Radowik ein beglückendes Wiedersehen gefeiert, auf der Weiterreise dann in Regensburg ihre geliebte A. Diepenbrock, nach jahrelanger Trennung, wieder ans Herz geschlossen hatte, traf sie in der zweiten Hälfte des Octobers an ihrem neuen Bestimmungs-orte ein.

Schloß Haag an der Amper, die nicht weit davon, bei Isareck, in die Isar fließt, war vor Zeiten Besizthum eines jetzt ausgestorbenen bayrischen Landsazengeschlechts, der Herren von Flißinger, gewesen und erst seit 1836 vom Grafen Montgelas erworben. Das alte, heute abgetragene Schloß lag in der Gegend von Moosburg, zwischen Landshut und Freising, von München ungefähr eine Tagreise entfernt. Hier lebte Luise Hensel mit der ihr anvertrauten Kranken in völliger Abgeschlossenheit.

Ueber die beschwerliche Aufgabe, welche sie, wenn auch nur für einen Winter, übernommen, hatte sich Luise keine Illusionen gemacht. Das Mitleid, das ihr die Schilderungen aus der Ferne eingeflößt, ward durch die nähere persönliche Bekanntschaft „unendlich gesteigert“. Gleichwohl muß sie nach einigen Monaten selbst gestehen, es sei die schwerste Aufgabe, die ihr bis jetzt geworden. Aber es stand ihr Geduld und Erfahrung zur Seite und jener Muth, den ein um Gottes willen unternommenes Werk erzeugt. „Beten Sie,“ schreibt sie an den

Münsterer Freund, „für mein unglückliches 27jähriges Pflegekind; Gott wird's lohnen. Beten Sie auch für mich, daß Gott mir Weisheit und Liebe gebe, Ihm diese zerstörte Seele wieder zu gewinnen; meine Aufgabe ist nicht leicht. Der Zustand meiner Kranken ist fürchterlich; doch ist für mich keine persönliche Gefahr dabei, da sie nicht wüthet oder, wenn dergleichen geschieht, doch nur gegen sich selbst. Das arme Kind büßt die Sünden seiner Eltern, denen Gott Barmherzigkeit ertheilt haben möge.“

„Ich war“ — heißt es in demselben Brief — „einen Tag in München, habe den größten Theil desselben bei meiner Cousine und der unglücklichen Montgelas'schen Familie zugebracht, und nur Abends in Eil Görres kennen gelernt und Phillips wiedergesehen.“ Sie entschuldigt sich dann, daß sie eine Bestellung des Freundes an den Philosophen Baader noch nicht ausgerichtet, ja den Inhalt derselben sogar vergessen habe, und führt zur Entschuldigung folgenden ihrem Charakter Ehre machenden Grund an: „Wenn ich irgend einer Sache oder Person mich gewidmet habe, so kann ich nur sie im Auge haben, nur für sie leben; ich sehe daraus, daß ich sehr einseitig bin, aber ich kann nichts daran ändern.“<sup>1</sup>

Eine ärztliche Consultation mit dem Geheimen Rath Doctor v. Breslau in München hatte die Folge, daß bei Beginn des Winters der Landaufenthalt unterbrochen wurde und Luise mit der Kranken für einige Monate nach München übersiedeln durfte. Es ward für die Beiden eine stille Wohnung in der Schönfeldstraße (Nr. 17) gemiethet, welche sie von Mitte November an bezogen.

Luise hatte nun Gelegenheit, die alten und neuen Freunde in München öfter zu sehen, vor Allem das ihr so werthe Ehepaar Phillips, Clemens Brentano und die ihr durch seine

<sup>1</sup> Briefe an Schlüter S. 25—26.

Briefe bekannte fromme Malerin Emilie Linder, sowie die nachbarliche Familie Görres. Das Haus, in welchem Luise Hensel mit ihrer Patientin wohnte, stieß nämlich an das freundlich im Garten gelegene Görres-Haus unmittelbar an, was einen regelmäßigen Verkehr wesentlich erleichterte. Besonders Görres' muntere allbeliebte Enkelin, Marie Steingäß (nachmals Frau Dr. Jochner), fand sich gerne und fast täglich bei ihr ein, und brachte mit ihrer heitern Unschuld Leben und Sonnenschein in die dumpfe Einsamkeit<sup>1</sup>. An den Sonntag-Abenden, wo das Görres-Haus das Stellbichlein der einheimischen und fremden Gesinnungsgenossen war, zog es hinwieder auch Fräulein Hensel in diesen auserwählten Kreis, in dem sie sich „wohl fühlte“.

„Von Deinen lieben Verwandten hier,“ schreibt sie am 16. Februar 1839 von München an eine Freundin in Berlin, eine geborene Koblenzerin und Verwandte von Görres, „kann ich Dir die besten Nachrichten geben, da ich so glücklich bin, neben dem prächtigen Görres zu wohnen. Sein Haus ist etwas zurückgebaut, und ich kann aus meinem Zimmer seine Fenster sehen. Abends, wenn meine arme Kranke schläft, gehe ich noch zuweilen auf ein Stündchen hin und erfreue mich an der Unterhaltung der trefflichen Menschen. Von Orden und Fackelzug an seinem Geburtstag wirst Du durch die Zeitungen gehört haben<sup>2</sup>. Hier das Lied, das ihm die Studenten gesungen und überreicht haben. Es ist wenigstens in der Ge-

<sup>1</sup> In einem Briefe vom März 1852 schreibt „das ehemalige kleine, nun große Mariechen Steingäß“ an Luise Hensel: „Kommen Sie nicht wieder einmal in unser liebes Bayerland? — es würde uns große Freude machen. Oft denke ich noch daran, wie Sie neben uns gewohnt, und ich Ihr täglicher Plagegeist gewesen bin!“

<sup>2</sup> Zu Neujahr 1839 war dem Prof. Görres von König Ludwig I. der Verdienstorden der bayrischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, verliehen worden.

sinnung trefflich. Sein ‚Gedächtniß des 20. November‘ wirst Du gelesen haben<sup>1</sup>; es ist ganz herrlich.“

Hier sah sie Männer wie Ringseis, den berühmten Arzt und Professor; F. Windischmann, den Orientalisten; Graf Poggi, den gemüthvollen Dichter und humoristischen Zeichner; Professor Streber, den Archäologen und Numismatiker, dessen Frau Ottilie eine Tochter ihres Koblenzer Freundes Diez war, und andere hervorragende und liebenswürdige Persönlichkeiten. Auch Döllinger und den feingebildeten charaktervollen Major Seyfried lernte sie im Görres-Hause kennen. Das regste Leben herrschte hier gerade in diesen Jahren, und die Erinnerung an die geistbelebte Tafelrunde blieb noch lange frisch in ihrer Seele haften. „O wie gerne“ — schreibt sie mehrere Jahre später von Köln aus an Frau Görres — „wie gerne wäre ich wieder in dem geliebten Kreise! Doch solche Sonntag-Abende werden mir nicht mehr zu Theil.“

In München hatte Luise Hensel ferner die Freude, ihre Cousine Ida wiederzufinden und an dem stillen Frieden ihres glücklichen Familientreises sich zu erquicken. Ida Trost hieß jetzt Ida Brand. Auf ähnlichen Wegen einst, wie Luise, geführt, war ihr Lebensschifflein nun in einen ruhigen Hafen eingelaufen. Eine Reihe von Jahren hatte sie als Gesellschafterin im Hause der Frau Kath Schlosser gelebt, wo sie, geschätzt und geliebt, zu Frankfurt wie auf Stift Neuburg, schöne sorgenfreie Tage verbrachte. Seitdem war sie die Gattin eines wackern, mit ihrer Geistesrichtung harmonirenden Bayern aus Waging, des Bassenheim'schen Domänen-Directors Alois Brand, geworden. Eine Bierzahl fröhlicher Kinder blühte bereits um sie heran; ein hochbegabter Bruder ihres Mannes, Joseph v. Brand, war Canonicus am Hoffstift von St. Cajetan, nach-

<sup>1</sup> „Zum Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers 1837“, d. i. der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln. Regensburg 1838.

maß Dompropst an der Kathedrale zu München († 1882). Mit warmer Herzlichkeit sah Luise sich in diesem kleinen Cirkel aufgenommen; man wetteiferte, ihr Liebes zu erweisen; mit Jubel ward ihr jedesmaliges Erscheinen von den Kindern begrüßt, deren junge Herzen sie zu fesseln, deren Phantasie und Gemüth sie mit sinnreichen Kleinigkeiten anzuregen und zu befeuern wußte.

So war ihr in dem schweren und aufreibenden Krankendienst wenigstens ab und zu eine Stunde geistiger Erholung geboten, so lange sie in München weilte. Fräulein Hensel sollte übrigens die Isarstadt nicht verlassen, ohne den Naturmächten ihren Tribut zu entrichten. Den Aufregungen erliegend, erkrankte sie ernstlich und bedurfte nun für einige Zeit selbst der sorgsamsten Pflege. Da war es ihre Herzensfreundin Charlotte Phillips, welche sie sofort zu sich nahm und im eigenen Hause verpflegte und alle Samaritanerliebe ihr angebeihen ließ — zum nicht geringen Trost der fernen Geschwister in Berlin, die in banger Sorge um sie lebten; namentlich Schwester Minna war von der beunruhigenden Angst so angegriffen, daß sie, als endlich die Nachricht ihrer Genesung kam, vor Freude in heftiges Weinen ausbrach. „Doch das wird sich bald geben,“ berichtet sie am 20. Februar 1839 nach München, „da die Sorge gehoben ist. Der guten lieben Phillips und ihrem Manne sage doch meinen innigsten herzlichsten Dank für alle Pflege und alle Liebe, die sie Dir erwiesen. Gott möge es ihnen belohnen!“ Auch der Bruder Wilhelm äußert sich ähnlich in dem gemeinsamen Geschwisterbrief, in welchem er zugleich den Tod des Componisten Ludwig Berger zu melden hat: „... Berge's Hinscheiden<sup>1</sup> wird Dich doch ergreifen, da

<sup>1</sup> Ludwig Berger † 17. Februar 1839. Ueber sein Ende schreibt Fanny Hensel, deren Musiklehrer er einst gewesen, am 19. Februar an Luise: „Vorgestern starb hier der arme Berger, ganz plötzlich. Indem er einer halbblinden Schülerin den Takt vorzählte, fiel er um und war auf der Stelle tobt. So wenig ich ihn auch in der

er wenigstens einst sein Leben an das Deine knüpfen wollte. Nun dank ich doppelt, daß es nicht geschehen, aber recht leid thut mirs doch um ihn. Wie dünn wird der Kreis unserer Jugendbekannten nach und nach, was denn doch zu ernstem Bedenken Anlaß geben muß. Sieh uns nur häufiger Nachricht, es ist mir recht schwer, daß Du wieder so weit hinweggezogen bist."

Im März 1839 finden wir Luise Hensel mit ihrer Pflegbefohlenen wieder in der ländlichen Einsamkeit des Ampertales, auf Schloß Haag. Zu ihrer Unterstützung ließ man jetzt eine barmherzige Schwester aus Nachen kommen. Die von ihr vorgeschlagene und erbetene Schwester Scholastica traf im folgenden Monat auf dem Schlosse ein und blieb nun an ihrer Seite, solange Luise noch in Bayern und in der Umgebung der kranken Gräfin verweilte. Dieß dauerte bis in den Sommer, wo Luisens Verpflichtung abgelaufen war. Zu Weiterem scheint ihre angegriffene Gesundheit nicht mehr ausgereicht zu haben, und Wilhelm Hensel, in brüderlicher Besorgniß um die Schwester, legte gegen fernere Verpflichtung liebe- und eifervolle Verwahrung ein.

Doch übernahm sie auf den Wunsch der gräflichen Familie, welche das höchste Vertrauen in ihre Person setzte und ihre Opferwilligkeit dankbar anerkannte<sup>1</sup>, als letzten Dienst die Aufgabe, Gräfin Hortense, deren Zustand sich übrigens sehr viel gebessert hatte, in ein Seebad zu begleiten. Als Ziel dafür war Scheveningen ausersehen.

„Dieß soll also,“ schreibt Frau Professor Phillips der

---

letzten Zeit gesehen habe, so that es mir doch herzlich leid, denn er war wirklich ein liebenswürdiger Mann, und ich hatte eine alte Anhänglichkeit für ihn."

<sup>1</sup> Zeuge deß die freundschaftlich warmen Briefe der Freifrau Caroline v. Freyberg-Eisenberg, geb. Gräfin v. Montgelas, welche im Namen der Familie mit Luise verhandelte und ihr ein treues Andenken bewahrte.

Scheidenden am 6. Juli nach Schloß Haag, „der letzte Gruß sein, der Dich im schönen Bayerlande trifft? . . . Eine ernste trübe Zeit hast Du hier im Lande verlebt, doch der liebe Gott hat sie so sichtlich gesegnet, daß Dir doch auch eine recht freudige Erinnerung bleiben muß in dem, was Du der armen Kranken an Seele und Leib wohlgethan hast. Gott sei mit Dir auf Deiner Reise, die mich mit großer Wehmuth erfüllt! So schön hatte ich mir es gedacht, daß Du hier bleiben solltest in unserer Nähe, in einem Wirkungskreis, der Deiner Seele zusagt, die so gerne Andern hilft. Doch der liebe Gott hat es nun anders gefügt und so soll man freilich zufrieden sein . . . Du hast einen Drang zu nützen und zu wirken, und was Du auch Gutes thust, alles genügt Dir nicht, da Du fühlst, Deine Kraft ginge noch weiter. Wir wollen Gott recht bitten, daß Er Dir den rechten Weg zeigt und Sein heiliger Wille an Dir geschehe!“

Nicht minder nahe ging Luise's Scheiden von München ihrer Cousine Ida. „Die lieben Tage“ — ruft diese in ihrem Abschiedsgruß — „sind nun wieder vorüber, auf die ich mondenlang mich gefreut habe. Nimm meinen Dank, Du liebe liebe Luise, für Dein Kommen — für Dein Weilen in meinem Hause — und für all Deine Liebe und Treue. Wie mir mein Herz bei Deinem Fortgehen geblutet, weiß nur der liebe Gott, dem allein ich es sagen kann, wie viel Du mir bist und warst und ewig, ewig bleiben wirst. In Ihm, Du liebe liebe Luise, bleiben wir ja auch vereinigt, und da laß den Ort sein, wo wir täglich uns finden und grüßen. Die Kinder beten alle Tage für Dich, sie haben Dich so lieb — so auch Alois und Joseph [Brand] — doch wo ist der Mensch, der Dich nicht lieb hat? Nirgend! . . . Gott sei Dir nahe, meine Luise; seine Engel wollen schützend und beglückend Dir zur Seite gehen und Dich dahin führen, wo seine Liebe Dich haben und brauchen will.“

Gegen Mitte Juli trat Luise Hensel mit ihrer Pflegebefoh-

lenen die Reise in das Nordseebad an. Auch auf dieser Reise blieb Schwester Scholastica in ihrem Geleit, und die Gegenwart dieser verständigen, herzensfrischen und heiteren Schwester, im Scherze von der Gräfin wol auch „Masoeur=chen Ungeduld“ geheißten, ward ihr während der ganzen Badezeit in Scheveningen eine große Erleichterung, so daß sie den Aufenthalt selbst mit stiller, dankbar empfundener Erquickung genoß und den vollen unverkümmerten Eindruck der großartigen Herrlichkeit des Meeres mit von dannen trug. Der Schwester Scholastica fiel dann die Aufgabe zu, nach dem Schlusse des Badgebrauchs die Gräfin Hortense, ihr „Miseräbelchen“, nach Schloß Haag zurückzubringen, während Luise Hensel nun ihr Wanderzelt wieder an den Geländen des Rheines aufschlug.

Von Scheveningen begab sich Luise zunächst nach Brauweiler, in der Nähe von Köln, wo ein ehemaliger Colleague aus der Aachener Instituts-Thätigkeit, Pfarrer Von der Bank, seit sieben Jahren als Seelsorger wirkte. Dann zog sie rheinaufwärts. Ihr Winterquartier aber gedachte sie in Wiesbaden, bei ihrer alten Freundin, der Frau des Medicinalraths Peez, zu halten. Doch unternahm sie während der schönen Herbsttage noch einige Ausflüge in die Runde, namentlich auf das gastliche Stift Neuburg, dessen Herrin die Wiederkehrende mit offenen Armen empfing. Ein von dort aus an Brentano gerichteter Brief gibt uns — Dank dem St. Clemenstage! — über ihr Wanderleben näheren Bericht:

Stift Neuburg, den 20. Nov. 1839.

Lieber Clemens! In einigen Tagen ist Dein Namenstag, und das versteht sich von selbst, daß ich Dir von Herzen alles Glück und Heil dazu wünsche, wie auch, daß ich an dem Tage noch mehr als sonst Deiner, meines lieben alten Freundes, gedenke und für Dich bete. Wie es sich auch von selbst versteht und immer verstand, daß ich am 8. Septbr. [Br.'s Geburtstag] recht herzlich Deiner gedenken mußte. Heut habe ich Dir aber

auch sonst noch allerlei zu erzählen, obgleich man hier auf dem Stift Neuburg (das ich übrigens mit meiner Reisegefährtin schon morgen wieder verlasse) wenig Ruhe hat, um schreiben zu können. Schon zu Deinem Geburtstage wollte ich Dir einen langen Brief schreiben; aber ich hatte in Brauweiler, wo ich 4 Wochen zubrachte, so viel Kirchen-Nähereien angefangen, daß es mir unmöglich war, zu meinem Vergnügen etwas zu thun. Ich habe aber an dem Tage recht herzlich Deiner gedacht, lieber Clemens! Du weißt, daß der Tag mir in mehr als einer Hinsicht so wehmüthig ist. Meine Gedanken waren bei Dir und den geliebten Todten; Du hast den Abend des Tages unter lieben Freunden heiter zugebracht, wie Ida schreibt; das freut mich recht.

Die schöne Menter-schwaig ist mir mit den Bildern der Freunde, die Du dort für mich versammelt hattest am Abend vor meiner Abreise, ganz identisch geworden; es geht mir immer so im Leben: wie ich die Menschen zuletzt gesehen habe, so bleiben sie mir in der Erinnerung; ihre Stimmung, ihre Mienen, ihre Kleider selbst. Vielleicht ist das andern Menschen auch so, und darum erscheinen wol die Verstorbenen in der Tracht, die sie auf Erden getragen. Dieß erinnert mich an einen wunderbaren Menschen, den Pfarrer von Sibingen, den ich vor einiger Zeit in Wiesbaden kennen gelernt habe und auf den ich später zurückkommen will; jetzt muß ich Dir vor allem sagen, wie es kommt, daß ich nach Beendigung meiner Scheveninger Reise erst in Brauweiler, dann in Wiesbaden war, nun aber wieder hier bin, denn Du könntest mich sonst für eine Landstreicherin halten, was mir nicht angenehm wäre.

Also: in Brauweiler war ich, um meinem ehemaligen Collegen, dem Pfarrer Von der Bank, der früher Lehrer in St. Leonard war, Kirchengewänder zu machen<sup>1</sup>. Die in der

<sup>1</sup> Johann Heinrich Matthias Von der Bank wurde einige Jahre später Oberpfarrer in Linnich, woselbst er als Jubelpriester und Definitor im 79. Lebensjahre am 21. Oct. 1879 starb.

dortigen ehemaligen Abtei etablirte Besserungsanstalt hat dabei mein Interesse gleichfalls sehr erregt, und ich habe mit den kleinen aufgefangenen Bagabonden und den detinirten großen Mädchen, die unter strenger Aufsicht beständig arbeiten müssen, während sie nicht sprechen dürfen, viel Zeit zugebracht. Das Haus, obgleich leider nur zu sehr bloß Polizei-Anstalt, hat doch manche sehr gute Seite, und man erlebt zum Theil auch gute Früchte, besonders in Hinsicht der Kinder, die dort erzogen werden; aber es könnte unendlich mehr nützen, wenn die ganze Anstalt mehr auf dem Gebiet der Kirche erbaut wäre. Herr Von der Bank thut, was nur immer ein eifriger Priester in solchen Verhältnissen thun kann, und die Regierung (was man anerkennen muß) hindert ihn nicht bei seinen seelsorglichen Bemühungen in Rücksicht auf Unterricht, Beicht &c., doch sind die Aufsicht führenden Personen zum Theil sehr schlecht gewählt, und überhaupt ist alles mehr militärisches Reglement als kirchliche Ordnung. Doch verzeih, guter Clemens, wenn ich eben wieder vergaß, daß nicht alle Menschen sich für Verbrecher und Wahnsinnige so interessiren wie ich. Also weiter in meinem Bericht über meine letzten Herbstmanövers.

In Brauweiler mußte ich auf Scholastica's Rückkehr [von München] warten, da ich ihr meinen Mantel geliehen hatte. Mitte September reiste ich mit dem Dampfschiff nach Wiesbaden; zwei Tage war ich in Koblenz geblieben, konnte aber wenige unserer dortigen Freunde sehen, da ich mich in Brauweiler in der letzten Zeit zu sehr mit den Kirchenarbeiten angestrengt und dabei Nachts zu viel gewacht hatte. Ich kam in Wiesbaden noch unwohl an, bin aber nun, Gott sei Dank! genesen.

Bei Peez' fand ich Niemand ganz wohl als ihn und das kleinste Kind, ein allerliebstes Mädchen von drei Jahren. Alles Uebrige verquint und iszt Arzneien wie Suppe. Du kannst denken, wie einer Homöopathie-Pathin dabei zu Muth ist, solchen Selbstvergiftungen zusehen zu müssen. Mein Pathchen

ist ein sehr begabtes Mädchen von 13 Jahren. . . . Clara, die älteste Tochter, ist ein gutes, fränkliches Mädchen geworden; um ihretwillen habe ich vor 14 Tagen den Ausflug hieher mit ihr gemacht, wozu Frau Schlosser wiederholt sehr eingeladen hatte. Morgen gehen wir aber nach Wiesbaden zurück, wo ich den Winter, meinem Versprechen gemäß, bleiben soll. — Von Clara soll ich Dich recht sehr grüßen. Sie verlangt mit wahrer Sehnsucht danach, Dich wieder zu sehen, und es scheint mir, daß sie Dich ebenso wohl wie alle Deine französischen Nonnen für einen Heiligen hält; ich bin bis jetzt noch nicht ganz der Meinung, obgleich ich Dich herzlich lieb und werth halte. Peez' wünschen Beide sehr, daß Du sie besuchst; es wäre recht artig von Dir, wenn Du es thätest; Du könntest jetzt vielleicht dort viel nützen und auf die beiden braven, aber nicht recht beseelten Geistlichen guten Einfluß haben. Ich habe zu meiner wahren Freude in Rücksicht der kirchlichen Gesinnung einen ungemeinen Fortschritt zur Besserung im Nassau'schen, sowohl bei Geistlichen wie bei Laien, wahrgenommen; wie anders war's noch im Jahr 1826, wo ich den Sommer in Wiesbaden zubrachte.

Peez' verkehren mit vielen trefflichen Geistlichen der Gegend; darunter eben auch mit jenem Pfarrer Hartig in Sibingen, der mit den Gespenstern umgeht, als wären sie seine Brüder und Schwestern. Mich interessirt dieser seltsame Mensch ungemein; doch habe ich großen Respekt vor seiner mir, Gott Lob! unsichtbaren Sippchaft. Ein Betrüger ist der Mann in keinem Fall; wie viel aber bei seinen Erscheinungen (die häufig auch prophetischer Art sind) auf überreizte Nerven (er lebt sehr streng und gönnt seinem Körper nicht das Nothwendige) geschrieben werden müsse, weiß ich nicht. In jedem Fall sind seine Erzählungen, wenn man ihn dazu bringt, äußerst interessant. Er ist in seinen wunderlichen Einfällen (verzeih) Dir oft sehr ähnlich. — Doch ich muß enden, da ich noch einpacken muß. Schlossers grüßen.

Hast Du meinen [über München nach Italien reisenden] Bruder gesehen? Ich habe aus Venedig nur einige Worte von

Fanny erhalten. Im Frühjahr soll ich mit ihnen am Niederrhein zusammentreffen und mit nach Berlin zurückkehren. Daß ich mich auf Berlin nicht freue, weiß Gott, der's doch so haben will; denn nutzlos mich bei Fremden herumtreiben, während die mir noch übrig gebliebenen lieben Geschwister nach mir verlangen, halte ich für ein Unrecht, das ich nicht verantworten kann.

Adieu, lieber guter Clemens! Gott segne Dich. „Führen Sie sich gut uff“ und schreiben Sie mir bald einmal; ich will mit Dank jedes Wort beantworten . . . Deiner lieben Fräulein Linder (die ich, wie Du weißt, auch verehere) meine herzlichsten Grüße; noch herzlichere aber unserer lieben Frau Phillips. Allen Freunden (Schlotthauer, Ringseis zc.) lieben Gruß. Görres', wenn Du sie siehst, viel, viel Liebes. Deine L.

Der Winter in Wiesbaden verfloß ihr still und ohne Störung, doch nicht ohne anregenden Verkehr mit christlich ernstern und interessanten Persönlichkeiten; unter Andern lernte sie in Wiesbaden Philipp Wackernagel kennen; auch Freiherr George von Kleist, ihr und ihres Bruders kurländischer Jugendfreund aus der ersten Berliner Zeit, eine schwärmerisch edle Natur und treue Seele, traf dort wieder mit ihr zusammen, und hatte die Freude, in zweimonatlichem Umgang sie als dieselbe erprobt, ja „noch veredelter gefunden“ zu haben, „freundlich und friedsam, wie ein frommes Kind, das empor schaut“<sup>1</sup>.

Das Frühjahr führte Luise auf einige Monate nach dem nachbarlichen Frankfurt, wo sie längst erwartet und mit freundlichen Einladungen bestürmt worden; lebten ja dort die Radowitz, Schlosser, Veit, Steingäß: Familien, die ihrem Herzen theuer, durch Seelenverwandtschaft mit ihr innig verbunden waren. Sie genoß dießmal die Gastfreundschaft des Malers

<sup>1</sup> Brief aus Heidelberg, 10. April 1840. Als dieser George von Kleist am 1. Februar 1850 auf seinem Gute Leegen in Kurland starb, wurden ihm, seinem Wunsche gemäß, die Briefe von Wilhelm und Luise Hensel mit in den Sarg gelegt.

Philipp Veit, in dessen Hause sie „ein Stübchen und freundliche Aufnahme“ fand, in dessen kinderbeglückter Familie sie sich in aller Weise nützlich zu machen mußte. Nur ein theures Haupt fehlte in diesem Kreise, Veits Mutter, Dorothea v. Schlegel, die ein halbes Jahr zuvor gestorben war, bis zuletzt der allverehrte geistige Mittelpunkt des Hauses, und auch Luise Hensel in liebevoller Gesinnung zugethan. Luise zählte hier, wie es in einem Briefe heißt, zu den „allertreuesten ihrer Verwandten“.

### 23. Ein Winter in Berlin.

(1840—1841.)

#### **Dieh. Brentano's Schwestern. Tod der Dorothea Tieck.**

In der freien Reichsstadt am Main erwartete Luise Hensel die Ankunft ihres Bruders, der viel später, als geplant war, mit Frau und Sohn aus Italien zurückkehrte. Statt Frühling war es Spätsommer geworden, als Professor Hensel bei seiner Schwester in Frankfurt eintraf. Zu Anfang September 1840 traten dann die vereinigten Geschwister mit einander die Reise nach Berlin an. Nur in Leipzig wurde noch ein kurzer Halt gemacht, um das Wiedersehen mit Felix Mendelssohn zu feiern. Acht vergnügte Tage verlebten sie in dem Familienkreise des glücklichen und schaffensfrohen Componisten, der ihnen unter andern seine neue, zum Gutenbergfest componirte „Buchdrucker-Cantate“ vorspielte. Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1840 in ganz Deutschland mit festlichem Glanze begangen.

Am Abend des 11. September erreichten die Reisenden endlich Berlin, wo Luise den folgenden Winter über verblieb. „Gott verlasse mich nicht im Lande der Philister, unter denen ich doch manche herzlich lieb habe“ — ruft sie in einem Brief an den Kaplan Hensing in Wiedenbrück aus. Sie wollte noch einmal ein halbes oder ganzes Jahr im Zusammenleben mit den Geschwistern verbringen, ehe sie dauernd nach der Rheinprovinz